

Der zehnte Rundbrief von Beate aus Uganda

Liebe Freunde, Familie, Verwandte, Kolleginnen und Interessierte!
Liebe Volunteers weltweit!

Über das Wochenende habe ich diesen Rundbrief mit Weihnachts- und Neujahrs-
geschichten geschrieben. Jetzt arbeite ich für die Schule und da gibt es – im
Gegensatz zu Undugu – am Wochenende eben weniger zu tun. Gestern hatte ich
den Eindruck, dass ich alles, was ich tun kann, erledigt habe. Weiteres Handeln
benötigt a) den Besuch einer Schule und am Samstag treffe ich bestimmt keinen
Schulleiter an oder b) Entscheidungen, die bisher noch nicht getroffen wurden.

Im Laufe des Tages fand ich dann die Ruhe und Muße zum Rundbriefschreiben.
Auch wenn es Ausschnitte bereits im Blog der Jesuitenmission zu lesen gibt, glaube
und hoffe ich, Euch und Sie nicht zu langweilen, wenn ich vom Feiern, vom Reisen,
von meinen Grenzen kulturellen Verstehens... erzähle.

Weihnachtsgeschichten

Ein Stern über Gulu

Strom heißt hier „Umeme“, nicht weil es das Acholi Wort dafür ist, sondern weil der
Stromversorger so heißt. Immer wieder schimpfen wir über Umeme, wenn der Strom
aus uns unerklärlichen Gründen ausfällt. An solchen Abenden singen die
Katechisten, die hier zum Training sind und Musik über alles lieben, mit Inbrunst und
aus vollem Halse. Wir schmunzeln dann über uns selbst, während wir uns darüber
ärgern, dass wir dies oder das nicht machen können, singen sie einfach!

Am Morgen des Heiligen Abends kamen Mädchen auf unser Gelände, um Mangos
zu pflücken. Die Ernte geht wie folgt: Mit einer langen Stange stupst man die reife
Mango an und dann fällt sie runter, wenn sie wirklich reif, wenn man gut getroffen hat
usw. Das Ernten haben auch die Mädels so gemacht. Dabei haben sie die Strom-
leitung, die nah den Bäumen ist, herunter geholt. Das wurde mir nur berichtet. Denn
ich war zu der Zeit in der Stadt meine letzten Weihnachtskarten mit Fotos verteilen.
Doppelter Schock: Was für eine Geschichte und was für ein Glück, dass den Mädels
nichts passierte. Und: Weihnachten ohne Umeme?! Doch diesmal hielt Umeme Wort
und reparierte noch nachmittags um zwei die Leitung. Ein Stern über Gulu!

Jetzt ist Weihnachten!

Während viele „muzungus“ für Weihnachten nach Hause geflogen, in die Hauptstadt
oder einen Nationalpark gefahren sind, wollte ich Weihnachten da feiern, wo ich auch
die meiste Zeit des Jahres lebte – in Gulu! Das habe ich auch getan. Das Haus war
im Dezember recht voll und leerte sich bis zum Heiligen Abend rapide. Ich blieb mit
Fr. Joe und Fr. Felix zurück. In den Tagen vor Weihnachten hatte ich noch reichlich
Arbeit, deshalb kam ich erst am Nachmittag des 24. zum Plätzchen backen. So spät
habe ich noch nie gebacken oder es eben dann ganz bleiben lassen... doch
wenigstens diese deutsche Weihnachtskultur musste sein! Damit erfreute ich nicht
nur mich. Kurz nachdem ich mein Backprojekt beendete, traf ich Fr. Felix auf der
Veranda in seinem Schaukelstuhl sitzend an. Er verspeiste die ersten Plätzchen bei
einer Tasse Tee und sagte: Jetzt ist Weihnachten! – Ich dachte: Jawohl!

„Wo zwei oder drei...

...in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Dies Kirchenlied war wohl nie so wahr wie in der Christmette am Heiligenabend in Gulu. In der Hauskapelle war die Krippe aufgebaut. Fr. Felix, Fr. Joe und ich fanden uns dort um acht ein. Wir warteten, ob nicht doch noch jemand aus der Nachbarschaft oder von den Mitarbeitenden dazu kommt. Dabei stachen mir wieder einmal die Plastikblumen ins Auge – schmerzlich, muss ich hinzufügen. Die sind des Heiligen Abends nicht würdig, dachte ich und machte mich auf den Weg noch ein paar frische zu holen. Im Halbdunkel und mit Genehmigung von Christine, der Köchin der Ordensschwwestern, schnitt ich ein paar schöne Blumen und arrangierte sie in den Vasen auf dem Altar und bei der Maria mit dem Jesulein. Ich bin nicht die große Floristin, das weiß ich seit wir einst auf einer Ausbildungsmesse (bestimmt 15 Jahre her) Blumen binden durften. Der Wille zählt und besser als theologisch wertlose Plastikexemplare. Jetzt konnte es losgehen – unsere Christmette im kleinsten Kreise. Alles verlief sehr harmonisch und unkompliziert: die Lesungen teilten wir fair unter uns auf, sangen *“silent night”* und mir andere bekannte Weihnachtslieder in ihrer englischsprachigen Version... ja und dann war wirklich Weihnachten!

Den Rest des Abends verbrachten wir in Gulus neuem Hotel, das *„Golden Peace“* (Goldener Frieden) heißt. Im Garten unter Palmen und Sternen verspeisten wir jeder einen Fisch mit Pommes, herrlich!

Weihnachten ist Familienzeit

Die Feiertage verbrachte ich mit Familienbesuchen, wie ich es zu Hause auch tun würde. Für die Acholis war dieses Weihnachtsfest ein besonderes. Denn viele haben es nach vielen Jahren in so genannten Camps erstmals wieder zu Hause, auf dem Land der Familie, gefeiert. Die meisten Feier- und Festtage verbringen die Ugander wie gewöhnliche Tage – Weihnachten ist da eine echte Ausnahme: Da wird mit der Familie gefeiert, gegessen und getanzt! Daran durfte ich teilhaben. Über Weihnachten fahren viele Menschen vom Lebens-, Arbeits- oder Studienort zu ihrer Ursprungsfamilie. Busse, Taxis und Co. erhöhen deshalb vor, über und nach den Feiertagen ihre Preise.

Während für mich die Plätzchen das kulturelle Muss war, so ist es den Menschen hier wichtig, dass es an *„karama“* (so heißt Weihnachten in Acholi) Fleisch, *“ringo“*, zu essen gibt. Das steht ansonsten eben nicht oder selten auf dem Speiseplan. Es gibt unter den Acholis nicht so eine ausgeprägte Geschenkkultur wie bei uns. Die gemeinsame Zeit, das bereits erwähnte Essen von Fleisch und *“bonga karama“* machen den Tag aus. Direkt übersetzt heißt das Weihnachtskleidung, gemeint ist damit eine neue Hose, ein neues T-Shirt, ein geschneidertes Kleid... das kurz vor und für Weihnachten gekauft wird. Wie Ihr sehen könnt, auch ich gönnte mir *“bonga karama“*. Zum Dank für die Einladungen brachte ich Bilder aus der gemeinsam verbrachten Zeit ich als Geschenke mit. Das kam natürlich gut an, denn Fotos werden mir auch häufig gezeigt, wenn ich irgendwo zu Besuch bin.

„Party Hopping“

Nachdem ich schon fürchtete, dass mich gar niemand einladen will, bekam ich dann kurzfristig mehr Einladungen als ich annehmen konnte und betrieb am Weihnachtstag sozusagen *„Party Hopping“*.

Am späten Vormittag besuchte ich Josephines Familie, die mitten in den Vorbereitungen für das Familienfest war. In der Christmette wurden zwei Kinder der Familie getauft und damit wurde dieses Fest noch ausgeprägter begangen. Während die Frauen in rauer Menge allerlei Köstlichkeiten kochten, schlossen die Männer die

Musikanlage an, schleppten alle Sofas und Sessel aus den verschiedenen Häusern ins Freie und die Kinder waren schlicht hocheifrig. Mit einigen der Verwandten trank ich Tee und aß „*mandazi*“ (frittiertes Gebäck) und bekam das ein oder andere Familienfotoalbum gezeigt.

Dann schwang ich mich wieder aufs Fahrrad und besuchte Familie Nummer zwei. Dennis, der als Hausmeister und Allround-Handwerker bei uns arbeitet und der mich eingeladen hatte, war noch gar nicht da als ich ankam. Macht nichts, ich kenne auch seinen Vater und ich war – wie immer und überall – willkommen. Es gab jede Menge zu essen: Huhn, Pute, „*Matoke*“ (Kochbanane), Reis, Hirse, Bohnen... und Ananas, die hier einfach zu köstlich schmeckt. Anschließend war Besichtigung. Das lief wie folgt ab: Die älteste Tochter, die gerade ihren Abschluss als Grundschullehrerin gemacht hat, las den Namen und das dazugehörige Geschenk vor. Einer ihrer Brüder suchte aus der Kiste das aufgerufene Stück heraus und reichte es an mich weiter. Denn ich wurde zum „Christkind“ gemacht und durfte als Ehrengast die Präsente übergeben. Neben Kleingeschenken – Bleistift für Grundschüler oder Kugelschreiber für jene in Abschlussklassen – gab es für Mama und die Tante einen Fleecepulli, für den Vater, der Katechist ist, das englischsprachige Kirchengesangsbuch sowie ein „*Dictionary*“ für den großen Bruder, der Englischlehrer wird. Selbst für mich war ein Taschentuch in der Kiste. Mich beeindruckte, dass alle Geschenke so praktisch sind und liebevoll gewählt waren. Das ließ mich nachdenken, was ich schon so alles verschenkte oder bekam.

Danach gab es für alle zu trinken und es wurde getanzt. Das durfte ich natürlich nicht verpassen und durfte erst gehen, nachdem ich nach modernem Tanz auch noch den Hochzeitstanz absolvierte – ach ja, wieder zum Schmunzeln und zur Freude aller.

Ein Findling

Während des Festes tauchten die Kinder plötzlich mit einem Hund auf. Schon von Weitem dachte ich, das ist doch „Moja“. Dazu muss ich sagen, dass wir eine Woche vor Weihnachten auf einer Bischofsweihe im Osten in Karamoja waren und von dort von einem Freund von Fr. Joe einen Schäferhundwelpen mit nach Hause nahmen. Er wird der neue Wachhund. Ich behielt Recht: Der Findling war tatsächlich Moja. Für den Heimweg packte ich meine wenigen Habseligkeiten um und den Hund in meine Umhängetasche. Moja und ich wurden so zur Weihnachtsattraktion im Viertel: eine „*muzungu*“ auf dem Fahrrad mit einem kleinen Hund in der umgehängten Tasche. Als ich im CTC ankam und merkte, dass der Pförtner so gar nicht kapiert, was eigentlich los ist... schloss ich selbst das große Tor und konnte mir meine weniger weihnachtliche Ansprache sparen. Hauptsache der Hund ist wieder da.

Karama – Tag zwei

Zum Abendessen war ich mit zwei Ordensschwestern aus den USA in einem der anderen guten Hotels. Es war ein vergnüglicher Abend, der mich für Tag II stärkte. Ich besuchte die Familie einer Schneiderin aus dem Undugu Team. Am vereinbarten Treffpunkt angekommen, konnte ich ihre Mobilnummer nicht erreichen... das fing ja schon einmal gut an. Also fragte ich mich durch, wer eine Schneiderin kenne, die in der Stadt arbeite... einer der Taxifahrer kannte tatsächlich eine. Also gut, ein Versuch wert. Als wir ankamen, war es zwar nicht die gesuchte Familie, dafür eine der Frauen, die im gleichen Team mitarbeitet – Volltreffer. Sie führte mich da hin, wo ich erwartet wurde und man sich schon fragte, ob ich wohl überhaupt kommen würde angesichts der leeren Batterie im Handy.

Als Gast werde ich immer nach drinnen eingeladen - oder soll ich gezwungen sagen? Denn aus Deutschland kommend sitze ich einfach lieber draußen im

Schatten als drinnen, da die Draußen-Sitz-Tage daheim doch sehr limitiert sind. Das nach drinnen geleitet werden, habe ich lange nicht verstanden und fragte deshalb vor kurzem nach: Hier ist es wichtig, einen Gast ins Haus einzuladen. Es würde als unhöflich oder ablehnend gelten, wenn jemand zu Besuch kommt und nicht über die Schwelle gelassen wird. Verständlich.

An diesem Tag wurde ich im engen Wohnzimmer zu vier jungen Männern platziert – dem Ehemann, zwei Cousins und einem schon deutlich angetrunkenen Freund. Ich hatte bald das Gefühl, dass ich das nicht aushalten würde... zu meiner Erleichterung verabschiedete sich der Freund bald, das Gespräch wurde entspannter und auch die Luft wurde wieder besser.

Ich sagte zu mir selbst, heute will der Liebe Gott Dir wieder einmal Armut zeigen und Großzügigkeit. Die Familie lebt auf engstem Raum in einem unfertigen Haus und lud mich zum Essen ein und bot mir nicht nur eine sondern gleich zwei Fanta an, die ich nicht ausschlagen durfte. Es wurde ein schöner Nachmittag und ich war froh, dass ich sie besuchte und nicht in den ersten fünf Minuten aufgab. Sie begleiteten mich zurück zur Hauptstraße – auch das ist Teil der Kultur. Gäste werden ein Stück des Weges begleitet. Das ließ ich gerne zu und gab ihnen die Chance, den Nachbarn zu zeigen, dass die „muzungu“ heute bei ihnen war. ;-)

Reise- und Neujahrsgeschichten

Ankunft in der „Waragi Küche“

Über Silvester fuhr ich nach Mbale (Südosten), um mit einer Freundin bei ihrer Familie mit zu leben und mit zu feiern. In Gulu wohne ich in einem Gästehaus und in Mbale hatte ich wieder die Chance, an ugandischem Familienleben teilzuhaben und dabei die Lebensrealität direkter mitzuerleben.

Das dörfliche Stadtviertel außerhalb des Zentrums Mbales ist vorwiegend von Acholis, die ursprünglich und auch heute vorwiegend im Norden leben, bewohnt. Das Einkommen verdienen sich die Menschen mit der Herstellung von Waragi, einem Schnaps destilliert aus Molasse, dem Abfallprodukt der Zuckerherstellung. Im ganzen Viertel brennen Feuer unter Tonnen, in denen es brodelt ... und permanent tropft der Waragi aus Röhrchen in Plastikkanister. So eine riesige Schnapsbrennerei, die ich vom ersten Moment an „Waragi Küche“ nannte, hatte ich noch nie gesehen und schon gar nicht gerochen. Doch schon nach einem Tag gehörte der Rauch, der den ganzen Tag durchs Viertel zieht zum Teil der kaum mehr wahrgenommenen Geruchskulisse, auch wenn er weiterhin in den Augen brannte. Die anderen über den Tag wechselnden Gerüche lassen sich so beschreiben: süßlich, wenn die Molasse in die Fässer zum Gären umgefüllt wird oder säuerlich-verbrannt, wenn das gekochte Gemisch ausgekippt wird und langsam davon fließt oder alkohol-schwanger, wenn literweise Waragi für einen Kunden abgefüllt wird.

Der Arbeitstag beginnt früh um fünf oder sechs mit dem Entzünden des Feuers unter den Fässern. Danach sind die Frauen, die das Destilliergewerbe betreiben, oder die jungen Männer, die vorwiegend als Angestellte in den größeren „Küchen“ arbeiten, immer beschäftigt: aufzupassen, dass nichts überkocht, Holz nachlegen, die Mischungen zum dreitägigen Gären ansetzen usw.

Das Waragi Unternehmen hat mich viel beschäftigt und es wäre zu leicht, es schlicht zu verurteilen, auch wenn es gute Gründe dafür gibt: Kinder wachsen in einem von Alkohol bestimmten Umfeld auf, hinzukommen die Gesundheitsgefährdung durch Rauch und Alkohol oder die Umweltvergiftung durch die unkontrollierte Entsorgung

des Abfallprodukts... Doch: die Arbeit ernährt die Familie und ermöglicht die Kinder in die Schule zu schicken. Das ist viel wert und nicht jede Familie kann das. Interkulturelle Begegnung macht mir oft große Freude und ist dann wieder unheimlich herausfordernd... davon gleich noch mehr.

Open-Air-Silvesterparty

Silvester wurde an einigen zentralen Orten im Viertel gefeiert. Wir waren natürlich bei der von der Familie organisierten Party. Von DVDs wurde lokale Musik gespielt und die dazugehörigen Videos auf einem kleinen Fernsehgerät vorgeführt. Das unterhielt und erfreute Jung und Alt, einige tanzten den ganzen Abend hindurch.

Kurz vor Mitternacht verteilte ich die mitgebrachten Wunderkerzen, die aus dem Geburtstagspaket meiner Schwester noch übrig waren. Was zuerst alle für Räucherstäbchen hielten, entpuppte sich nach dem Anzünden als kleines Feuerwerk. Große Begeisterung - scheinbar hatte das niemand zuvor je gesehen.

Als in den Hotels der Stadt die Feuerwerke gezündet wurden, wirkte dies wie ein Startsignal für die Kinder und Jugendlichen: Sie liefen jubelnd, kreischend und voll Freude in die Gärten, um Zuckerrohr zu ernten und genüsslich zu verspeisen. Ich ließ mir sagen, dass dies über die Jahre wohl zu einer Art Tradition wurde. Natürlich haben wir das gemeinsame Tanzen zur Musik aus der Anlage fortgesetzt... ich machte mit und hielt ein bisschen durch, doch nicht bis zum nächsten Morgen wie einige andere. Nachdem ein Lied mit dem Rhythmus des traditionellen Hochzeits- tanzes gespielt war, sagte ich Gut-Nacht. Am nächsten Morgen erzählten etliche stolz, dass sie mit der „muzungu“ getanzt haben, was meist stimmte... manchmal auch nicht ;-). Ich war die erste Weiße, die im Viertel übernachtete, war deshalb eine Attraktion, die zu allem auch noch ein bisschen Acholi sprach.

„Touring“

Ein Highlight des Mbale Aufenthaltes war der Besuch der Sipi Fälle. Mit einem Taxi, das wir in der Stadt anheuerteten, fuhren wir – drei Erwachsene und vier Kinder – in die Berge. Verreisen bedeutet in Uganda meistens: Familie besuchen, die Zeit im Hause der Familie verbringen und (vor allem als Frau) da mithelfen, wo man gebraucht wird. „Touring“ wie unser Ausflug in Mbale genannt wurde, ist nicht üblich und können sich die meisten schlicht nicht leisten.

In der Stadt mieteten wir uns, wie gesagt, ein Taxi, das uns nach Sipi bringen sollte. Doch so einfach war das gar nicht. Zuerst warteten wir im Taxipark in einem der Minibusse auf die Abfahrt... mir dauerte das viel zu lang, die fehlenden neun Mitfahrenden waren ganz und gar nicht in Sicht. Deshalb beschloss ich ein Auto als „special hire“ (Privatfahrt) zu finden. Als ich mich mit dem Fahrer auf den Preis einigte, bat ich die Freunde zurück an die Hauptstraße zu kommen, damit wir sie einsammeln. Wir hielten am Straßenrand an, die Mädels stiegen ein und plötzlich griff einer der umstehenden Männer durch das offene Fenster des Fahrers und zog den Schlüssel ab. Und schon entbrannte eine heftige Diskussion in einer immer größer werdenden Gruppe: „Wir seien nicht erlaubt, hier zu halten, das sei ein öffentlicher Taxipark...“ Die Menschen, überwiegend Männer, schienen auf eine solche Situationen nur zu warten und mischten sich mit Freude ein. Irgendwann erreichte die Art der Diskussion und die Größe der Gruppe einen Punkt, wo ich dachte: Nur weg von hier! Also zwang ich den Fahrer, der zeitweise mit einer kleineren Gruppe auf der anderen Straßenseite verhandelte und mittlerweile wieder zurückgekehrt war, die geforderten Preis von umgerechnet etwas mehr als einem Euro zu bezahlen, damit wir den Schlüssel zurück bekommen und endlich los kommen.

Auf meine Frage, warum um alles in der Welt er dort hielt... er hätte doch wissen müssen, was passiert... bekam ich keine Antwort. Vielleicht liegen jene richtig, die später sagten, unser Fahrer wollte sich auf unsere Kosten mit der „Taxigang“ gut stellen. Das Zahlen des „Bußgeldes“ teilten wir untereinander auf, auch dem Fahrer blieb ein Drittel. Wie die große Gruppe auf der Seite der Taxigang das bisschen unter sich aufteilte, bleibt mir immer noch eine Frage.

Eins war offensichtlich, wir saßen alle emotional etwas aufgewühlt im fahrenden Wagen, der sich mehr und mehr den Bergen näherte. Wir legten gut 30 km und etwa 600 Höhenmeter zurück. Wolken zogen auf und es wurde deutlich kühler. Ich ärgerte mich, hatte ich denn alles über Ausflüge in die Berge vergessen? Ich war ohne etwas Warmes zum Drüberziehen und ohne Regenjacke losgezogen.

Sipi entpuppte sich als winziges Dorf und die Fälle als ein wunderbarer Anblick. In einem der Camps für Touristen kletterten wir auf einen Hügel, um den tollen Blick auf die Wasserfälle und die wunderbare Aussicht bis nach Kenia zu genießen. Ich verweigerte Eintritt zu bezahlen und versicherte, dass wir nach dem Gucken bei ihnen einkehrten. Bei Keksen und Soda stärkten wir uns für die Heimfahrt. Für die Kinder war die Schaukel, die es auf dem Gelände gab, ein weiteres Highlight. Sie war an einem Ast aufgehängt und man schaukelte mit herrlichem Blick zu den Wasserfällen quasi ins Freie, da es steil bergab ging. Toll. Nach einer Stunde war unsere Zeit in Sipi um und unser Fahrer brachte uns wieder in die Stadt. Das Wetter hatte gehalten und nach dem Aufstieg war keinem mehr kalt.

Und: Die Aufregung hat sich wieder einmal gelohnt!

„Welcome on board!“

Die Rückreise führte mich über Kampala, wo ich für die Schule Erkundigungen bei Schulbuchverlagen einholte. Ich wählte „Elgon Flyers“ für die Fahrt in die Hauptstadt. Am frühen Morgen bestieg ich einen recht neuen Reisebus, für den ich schon am Tag zuvor einen Fahrschein gekauft habe. Kurz nach der Abfahrt begrüßte uns der Steward, gab die Abfahrtszeiten in Kampala und Mbale bekannt, informierte über allerlei Serviceleistungen des Busunternehmens und stellte das Busteam vor. Kurz vor jedem Halt, informierte uns der freundliche junge Mann über den Ort, den wir in Kürze erreichen und half den Passagieren nach dem Halt mit dem Gepäck, um das Aussteigen zu beschleunigen. Wer am Halt zur Mitreise bereit war, wurde mitgenommen, doch es wurde keine Zeit mit Warten verloren. Ich war begeistert, solch einen Service hatte ich ja noch nie erlebt.

Was meine Fahrt etwas trübte, war der Gesundheitszustand der jungen Frau auf dem Platz neben mir: Sie übergab sich etwa fünfmal auf der vierstündigen Fahrt. Dazu muss ich zwei Dinge erläutern: Erstens sind die Busse mit jeweils fünf Sitzen pro Reihe ausgestattet – drei auf der Fahrerseite, zwei auf der andern. Deshalb sitzt man etwas enger als gewohnt. Zweitens scheine ich Menschen mit sensiblem Magen magisch anzuziehen. Es ist nicht die erste Fahrt, bei der sich in einem Umkreis von ein bis drei Sitzen um mich herum jemand übergibt. Es ist, als wüssten sie, dass mir das vertraut ist, war ich doch als Kind selbst nicht so reisefest.

Mit der jungen Frau neben mir war ich umso mehr dankbar in einem zuverlässigen und pünktlichen Bus zu reisen, in dem die Fahrt tatsächlich nur die angekündigten vier Stunden dauerte.

„Ugandisches Rollenspiel“

Frauen können in Uganda fast alles werden: Es gibt Frauen, die Ministerinnen sind, Rechtsanwältinnen und Richterinnen, Ärztinnen, Polizistinnen und vieles andere mehr. Es gibt Frauenförderprogramme für die Uni und Frauenquoten... und nach wie vor ganz viel Ungerechtigkeit und Ungleichheit. Dabei finde ich, dass Mädchen und Frauen es einfach schwerer haben in diesem Land. Darüber will ich heute ein wenig schreiben.

Gleichzeitig tue ich mich mit diesem Abschnitt etwas schwer und gestehe, dass dies schon der mindestens zweite Anlauf ist, darüber zu schreiben. Schließlich soll das hier kein primitiver Absatz mit Schimpfen über „die bösen Männer“ werden.

In meinem ugandischen Lebensalltag ist es tendenziell so, dass mich Frauen an ihrem Leben teilhaben lassen oder mir nach und nach von ihrem Alltag, ihren Schwierigkeiten und Freuden erzählen und Männer mir imponieren wollen.

Die Schlagzeilen in den Tageszeitungen dieser Woche haben mich „gendermäßig“ wieder aufhorchen lassen und so schreibe ich ein paar Absätze dazu:

Ein Grund zum Feiern?

An Ugandas ältester und größter Universität „Makerere“ in Kampala fanden in dieser Woche die Abschlussfeiern statt - zum sechzigsten Mal. Zu diesem Jubiläum gab es erstmals mehr Absolventinnen als Absolventen. Außerdem hat eine Studentin den besten Abschluss - Bachelor in „*construction management*“ – gemacht.

Das könnte doch ein Grund zu feiern sein. Leider sehen viele Alltagsgeschichten ganz anders aus und reichen selten an diese weibliche Erfolgsgeschichte heran. Schon drei Tage später war in der gleichen Zeitung zu lesen, dass Jungs in den Abschlussprüfungen der siebenjährigen Grundschule (kurz: P.L.E. genannt) besser abschließen als Mädchen.

Experten, die sich mit der Bildung und den Bildungschancen von Mädchen beschäftigen, stellten folgendes fest: Wenn ein Mädchen die P.L.E. besteht, dann hat sie annähernd die gleichen Chancen einen akademischen Abschluss zu erreichen wie ein Junge. Das Problem sei, dass viele Mädchen vorher und ohne Abschluss die Grundschule verlassen. Während 55 Prozent der Jungen die Grundschule abschließen, erreichen nur 48 Prozent der Mädchen diesen Status (*Ich finde beide Raten extrem hoch!*). Das häufigere Scheitern der Mädchen hänge damit zusammen, dass sie mehr Unterricht verpassen als Jungen. Sie müssen im Haushalt mithelfen und sich um Geschwister und Kranke kümmern. Zudem kommen sie während ihrer Menstruation oft nicht in die Schule, da sie nicht über die notwendigen Hygieneartikel verfügen oder die Toiletten/ Latrinen der Schule zu unfreundlich/ unhygienisch sind. Auch die Schule, für die ich jetzt arbeite, wird sich damit auseinandersetzen müssen. Erst in dieser Woche haben wir gelernt, dass es zum Beispiel besser sei, wenn die Toiletten für Jungen und Mädchen an unterschiedlichen Orten auf dem Schulgelände sind und am besten weit voneinander entfernt.

Nach der Einrichtung von UPE – der allgemeinen Grundschulerausbildung – muss nun an der Qualität gearbeitet werden so die Experten. Kann man nur zustimmend nicken.

Ein Mann und eine Frau?

In der Familie, in der ich über Silvester mit lebte, war ich erstmals direkt mit einer polygamen Familienstruktur konfrontiert. Polygamie als Lebensform heißt hier: ein Mann mit zwei oder mehreren Ehefrauen.

Anfangs in Uganda wurde ich ein paar Mal in Gesprächen nach meiner Sicht zu dieser Eheform befragt. Da war meine Antwort immer, dass ich in einem Land mit vielen Gleichberechtigungsgesetzen aufgewachsen sei und dass ein Gesetz, das Polygamie erlaube, bestimmt nie umgesetzt würde. Denn wenn ein Mann mehrere Ehefrauen haben darf, dann müsste das ebenso für Frauen gelten. Dabei könne ich mir nicht vorstellen, dass männliche Politiker diesem Gesetz zustimmen. Ob ich mit meiner Theorie richtig liege, weiß ich nicht. Ich wollte mit meinem Statement konfrontieren oder provozieren und sagen, wie fern dies von meiner bisherigen Lebensrealität ist... und dass es auch den umgekehrten Zugang dazu geben kann. Nach wie vor bin ich davon überzeugt, dass diese Familienform, ob Mann oder Frau mehr als eine/n angeheirateten Partner/in haben darf, nicht funktioniert. Die wenigen Familien, die ich bisher erlebte, in denen der Ehemann und Vater mehr als eine Frau heiratete, zeigen mir das auch. Der Lebens- und Familienalltag ist schwierig und konfliktreich.

Zurück nach Mbale: Wir feierten das Neujahrsfest zwei Abenden gemeinsam mit der Familie und Menschen aus dem Viertel. Weder die eine noch die andere der beiden Ehefrauen des jungen Mannes, der die Feste organisierte, feierte mit. Er liebt es Menschen zusammen zu bringen und seine Frauen können nicht daran teilhaben. Dies ist nur ein kleines Beispiel zu der Realität dieser Familienform.

Noch mehr von Männern und Frauen

Manch anderes wird mir weiter verschlossen oder fremd bleiben... und in mir das ein oder andere Gefühl auslösen:

Eine Frau, die sechs Tage die Woche arbeiten geht, muss das verdiente Geld bei ihrem Ehemann abliefern.

Ein anderer Ehemann geht arbeiten und die Frau sieht (fast) nichts von seinem monatlichen Lohn. Mit dem von ihr verdienten Geld bestreitet sie Schulgeld und kommt für das Essen der Familie auf.

Eine andere Situation: Die Frau wäscht draußen Wäsche und wird hereingerufen, um ihrem Mann Wasser zum Trinken zu reichen. Das macht für mich keinen Sinn, wäre es für ihn kein Problem gewesen, die fünf Schritte selbst zu gehen und sich das Wasser selbst zu schöpfen – es ist ihre Aufgabe.

Durch den Krieg und die Einflüsse der westlichen Welt hat sich vieles verändert, ursprüngliche Werte haben ihren Einfluss verloren, wobei gleichzeitig zahlreiche traditionelle Aufgabenverteilungen beibehalten werden. In oben beschriebenen und anderen Situationen fällt es mir schwer nicht gleich mit dem Blick der Europäerin ein Urteil zu fällen. Was etwas hilft ist, dass ich denke, dass diese Rollenverteilungen Orientierung und Halt in der sich verändernden Welt bieten. Weiterhin scheint es offensichtlich, dass dies im Kontext von Bildung und Armut steht.

Allgemein anerkannt oder verbreitet scheinen diese beiden Wahrheiten zu sein: Eine Frau ohne einen Mann scheint nicht voll anerkannt zu sein und ein Haushalt ohne eine Frau scheint keine Lebendigkeit und Freundlichkeit zu haben.

Ich will hier nicht auf die Männer schimpfen, ich kann mich da nur wiederholen. Bestimmt gibt es genug Gegenbeispiele. Und im nächsten Punkt kann ich mich auch nur wiederholen: Frauen erzählen mir öfter von ihrem Alltag, weshalb ich mehr Einblick habe, wie Frauen ihren Lebensalltag meistern. Während ich an ganz normalen Tagen schon zur Mittagszeit Männer um den Biertopf versammelt sehe. Das lokal gebrauchte Bier (aus Bananen oder Getreide) wird wie Sangria auf „Ballermann“ getrunken: ein großer Pott und viele lange Strohhalm. Wenn mir am

frühen Abend einer stark angetrunken die Hand schütteln will, mich überschwänglich grüßt... dann fällt es mir schlicht schwer, respektvoll zu bleiben.

Ein anderes Thema, das ich schon von Rundbrief zu Rundbrief schiebe ist das Thema Geld, dem widme ich mich nächstes Mal. Habe ich diesmal schon durch das kulturell geprägte oder aufgeladene Thema Frausein und Mannsein manövriert.

Andere Geschichten aus Uganda

„ClearWater Initiative“

Wie Ihr wisst, lebe ich in einem Gästehaus. Zu unserer Kerngemeinschaft gesellen sich immer wieder andere Menschen - manche öfter, andere einmal, manche für länger, andere nur kurz.

Gerade wohnen Jake und John aus den USA mit uns im Gästehaus. Sie engagieren sich für die „ClearWater Initiative“ (Initiative für sauberes Wasser). Warum erzähle ich Euch das? Ihre Geschichte und ihr Engagement bewegen mich. Der Gründer der Initiative, Benjamin A. Sklaver, war ein Reservist der US Armee, der mit seiner Einheit vor allem Aufbauarbeit leistete – zuerst in Uganda und dann in Afghanistan. Nach seinem Einsatz in Norduganda gründete er die „ClearWater Initiative“, um die für notwendig empfundene Arbeit fortzusetzen und noch mehr Menschen den Zugang zu sauberem Trinkwasser zu erleichtern/ ermöglichen. Seinen folgenden Einsatz in Afghanistan überlebte Ben nicht. Er wurde Opfer eines Selbstmordattentats. Familie und Freunde führen nun die Organisation, die er begann und leitete, weiter.

Die Geschichte berührt mich und warf in den vergangenen Tagen bei mir viele Fragen auf: Wie oft fange ich etwas an? Wie oft sage ich ja zum Mitmachen bei etwas? Und bin ich mir eigentlich über die Konsequenzen im Klaren? Ich erinnere mich auch an die unzählbar vielen Dinge, die ich in Uganda anfangen wollte und nicht umgesetzt habe. Und an die angefangenen Aktionen, die nicht weiter gingen. Im Blog über die Uganda Reise der beiden fand ich ganz tolle Bilder. Wer sich für die Bilder (mit dem Focus Wasser) und/ oder den englischsprachigen Arbeits- und Reisebericht interessiert: das ist der Link: <http://clearwaterinitiative.blogspot.com/>

In aller Kürze:

- Ich arbeite jetzt voll für die Schule – Ocer Campion Jesuit College.
- Das Camp als Werbe- und Auswahlverfahren der Schule haben wir aus Zeitgründen abgesagt. Stattdessen gibt es am 6. Februar einen Tag der offenen Tür und ab dem 15. Februar Interviews zur Aufnahme in die Schule.
- Noch immer wird am Haus der Schwestern gebaut... vielleicht werde ich tatsächlich irgendwann auf das Schulgelände umziehen. Abwarten.
- Die ersten Bänke und Tische für den Klassenraum der Erwachsenen (Arbeiter/ innen) sind schon fertig und werden demnächst zur Schule transportiert.
- Während Adventskalender-Pakete noch immer nach Uganda reisen oder im „Post Office“ auf Einsortierung in die „P.O.Box 7300“ warten, sind die ersten Weihnachtsgeschenke tatsächlich schon angekommen. Vielen Dank.

In Deutschland wird Fastnacht vermutlich immer mehr zum Thema und in mir hält die „Posta Uganda“ noch die Weihnachtszeit wach! Damit verabschiede ich mich für heute und sende viele Grüße.

Eure/ Ihre Beate Ringwald, Jesuit Mission Volunteer